

Wesen und Auftrag der Kirche

Vortrag vor der Synode der Evangelischen Landeskirche Anhalts

Am 24. April 2009 in Dessau

von Landesbischof Prof. Dr. Friedrich Weber

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder,

Christinnen und Christen machen sich Gedanken über die Zukunft der Kirche, manche sorgenvolle sind dabei, andere dagegen sind getragen von der festen Zuversicht, dass unsere Kirche auch unter schwierigen äußereren Rahmenbedingungen Kirche bleiben.

Zunächst will ich an das erinnern, was der Kirche anvertraut ist, wie sie sich äußerlich darstellt und welche Erwartungen an sie herangetragen werden:

- ⇒ **Ihr ist eine Botschaft anvertraut, die durch die Zeiten hindurch den Menschen zum Heil dient. Diese verkündigt und lebt sie in Wort und Sakrament.**
- ⇒ Sie ist die mitgliederstärkste Organisation, bzw. Institution in der Gesellschaft.
- ⇒ Sie ist eines der größten „Dienstleistungsunternehmen“ und einer der größten Arbeitgeber mit den meisten freiwilligen Mitarbeitern und einer eigenen großen Medienvielfalt.
- ⇒ Mit den Gemeinden und deren Gebäuden und Einrichtungen ist sie nahezu flächendeckend vor Ort präsent.
- ⇒ Kirchensteuern und Spenden ermöglichen ihr einen umfassenden Dienst in der Gesellschaft.
- ⇒ Als Trägerin zahlreicher sozialer Einrichtungen hat sie einen großen Anteil an der sozialen Gestaltung der Gesellschaft.
- ⇒ Zunehmend steigen die Erwartungen an die Kirche als wertsetzende und wertvermittelnde Instanz.
- ⇒ Sie ist eine wesentliche Bildungsträgerin und -vermittlerin in der Gesellschaft.

- ⇒ Sie ist ein Ort, an dem Gemeinschaft erlebt und erfahren wird und an dem Grenzen zwischen Menschen überwunden werden.
- ⇒ Sie hat eine große Zahl gut ausgebildeter haupt- und nebenamtlicher Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen

Dies wissend, kann die Kirche aber auch nicht die Augen vor den sich in den letzten Jahren erkennbar verändernden äußereren Rahmenbedingungen verschließen. Zu diesen äußereren Rahmenbedingungen zähle ich den spürbaren Rückgang der Kirchensteuer, den Verlust an religiöser Bildung in der breiten Gesellschaft und den zunehmenden Individualismus. Der vor allem in der demographischen Entwicklung unseres Landes, die in unserer Region noch einmal gravierender ist, begründete Rückgang an Mitgliedern ist ebenfalls bereits jetzt als Problem erkennbar.

Meine nun folgenden Ausführungen beziehen sich primär auf die Evangelisch-Lutherische Landeskirche in Braunschweig, werden aber in der Regel in modifizierter Form auch für andere Kirchen Gültigkeit haben.

1. Der Ort der Kirche Jesu Christi

Wer über die Zukunft der Kirche nachdenkt, muss zunächst den Ort bestimmen, an dem über die Zukunft der Kirche entschieden wird. Nach meiner Überzeugung wird sich die Zukunft unserer Kirche in den vielen Kirchengemeinden entscheiden, in den Dörfern und in den Städten, da, wo die Kirche als Gemeinde Jesu Christi vor Ort erkennbar ist. Sie ist dies durch Menschen, die sich mit der Sache Jesu identifizieren, durch Menschen, die regelmäßige Gottesdienste anbieten und gemeinsam miteinander feiern, durch Pfarrer und Pfarrerinnen, die mit Freude zu Taufen, Konfirmationen und Trauungen einladen, in Situationen von Abschied und Tod den Hinterbliebenen Worte des Trostes und Beistand aus dem Evangelium zusprechen, viele Menschen in der Gemeinde seelsorgerlich begleiten, diakonische Hilfeleistungen anbieten und Angebote für Kinder und Jugendliche aufrecht halten. Und sie ist auch erkennbar bis auf den heutigen Tag durch ihre Gebäude, den regelmäßigen Schlag der Glocken und die Musik in diesen Kirchen.

Hieraus folgt, dass eine möglichst flächendeckende Versorgung mit Pfarrerinnen und Pfarrern im Bereich der Landeskirche gewährleistet sein muß. Mit „flächendeckend“ meine ich nicht, dass in jeder Gemeinde ein Pfarrhaus mit einem Pfarrer oder Pfarrerin präsent sein muss, wohl aber meine ich, dass alle, die den Dienst eines

Pfarrers oder Pfarrerin suchen, ihn ornah finden können müssen. Ich weiß zugleich, dass bei zurückgehenden finanziellen Spielräumen dies eine der großen Herausforderungen der nächsten Jahre sein wird. Dennoch möchte ich an dem Grundsatz festhalten, dass Kirchengemeinden zahlenmäßig nicht zu groß sein dürfen, damit die nötige Beziehungsarbeit, die zur Kommunikation des Evangeliums unabdingbar ist, von den in der Kirchengemeinde verantwortlichen Pfarrern und Pfarrerinnen, aber auch den anderen Ehrenamtlichen und in der Leitung des Kirchenvorstandes Beteiligten geleistet werden kann. Alle anderen Arten von Kirchesein, die sich im Landeskirchenamt genauso finden, wie in der Landessynode, der Propsteisynode, anderen Gremien, diakonischen Einrichtungen und nicht parochialen christlichen Gemeinschaftsformen, leben vorrangig von den Menschen, die aus einzelnen Kirchengemeinden kommen und Verantwortung für die Entwicklung unserer Kirche übernehmen, denn ohne die Zugehörigkeit zu einer Kirchengemeinde ist es schwer, Menschen für andere Formen der Mitarbeit und des Engagements in unserer Landeskirche zu gewinnen.

Alle Untersuchungen zur Kirchenmitgliedschaft zeigen, dass für die Mehrheit der Menschen der Pfarrer, bzw. die Pfarrerin die Schlüsselfigur für den Kontakt zur Kirche ist. Darum brauchen wir eine motivierte Pfarrerschaft, die sich den Menschen verbunden weiß, die ihr anvertraut sind. Natürlich kommt es auch darauf an, dass sich die Pfarrerschaft bewusst ist, dass diese Arbeit sich nur zum Guten und Vorteil aller entfalten kann, wenn sie im Team stattfindet und deutlich wird, dass das Priestertum aller Gläubigen jeden Christen und jede Christin in die Verantwortung für die Entwicklung unserer Kirche nimmt. Mit dem Priestertum aller Gläubigen ist eines der Wesensmerkmale der evangelischen Amtstheologie angesprochen. Luther hat den biblischen Gedanken des allgemeinen Priestertums aller Gläubigen aus 1. Petrus 2,9 ff. aufgenommen und vor allem in der Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation“ von 1520 entfaltet. Dort heißt es: „Was aus der Taufe gekrochen ist, das kann sich rühmen schon zum Priester, Bischof und Papst geweiht zu sein, obwohl es nicht einem jeden zielt, solches Amt zu üben.“ (WA 6 S. 408) Für Luther sind grundsätzlich alle Christen Priester, aber es ist ihm zugleich wichtig, da nicht alle alles machen können, dass um der Ordnung willen bestimmte Christen zum geistlichen Amt zugerüstet und von der Kirche berufen werden.

2. Was benötigen Menschen für eine gelingende Lebensspraxis?

In wenigen Thesen möchte ich einige Aspekte benennen.

1. Sie benötigen **Erlebnisse** einer spirituellen und geistlichen Praxis, die ihre eigenen Alltagserfahrungen deutet.
2. Sie benötigen **Begegnungen** mit glaubwürdigen und authentischen Personen, die im Dialog mit ihnen ihre eigene Spiritualität leben und entsprechend theologisch sprachfähig sind.
3. Sie benötigen **Orte**, an denen ihre eigenen religiösen Themen und Fragestellungen und ihre Sehnsucht nach Spiritualität zum Ausdruck kommen kann.
4. Sie benötigen **Formen für spirituelle Erfahrungen**, die sich ihrer Kulturform und ihrer Geselligkeitsform annähern.
5. Sie benötigen **Ermutigungen und Orientierungen** aus dem christlichen Glauben zur Mitverantwortung in dieser Welt.

Einen Aspekt der fünf Genannten möchte ich nun noch ein wenig weiter ausführen, und zwar den **Aspekt der Orte**.

Wir haben uns in der Volkskirche, ganz gleich in welcher Größe und mit welch hohen oder geringen Mitgliedszahlen sie in ihrer jeweiligen Region wirken kann, daran gewöhnt, dass die Kirchengemeinde im parochialen Sinne die maßgebende Größe, auf der unser Planen, Denken und Handeln ausgerichtet sein muss, ist. Nun haben sich aber gerade in den südöstlichen und östlichen Landeskirchen in Deutschland ganz erhebliche demographische Veränderungen sowohl in den Städten als aber auch in den Regionen ergeben. Dies gilt für die Braunschweigische Landeskirche wie auch für die Ihre. Einige Parochien sind inzwischen so klein, dass sie alleine nicht mehr überlebensfähig sind. (Probleme bei der Bildung von Kirchenvorständen)

Dies formuliere ich allerdings unter dem Gesichtspunkt, dass ja nach wie vor bei unseren Bemessungen für die Zuweisung von Personal und von Haushaltssmitteln die Gemeindegliederzahl das entscheidende Kriterium ist. Die Folge ist, dass das Gemeindeleben wegen nicht mehr vorhandener Mitarbeiterstellen und eines im höchsten Maße reduzierten Haushaltes so weit zurückgefahren wird, dass keine oder kaum mehr Handlungsspielräume vorhanden sind. Gemeindefusionen werden dann als das Gebot der Stunde beschrieben. Kirchen werden aufgegeben

und von diesem besonderen Ort profitieren dann jene, die diese Kirchen übernehmen. Die Landeskirchen selber verlieren eine ganz erhebliche Chance. Des Weiteren ist zu bedenken, dass eine Kirche, die nicht mehr alleine für die Fragen nach Sinn und deren Antwortsuche darauf zuständig ist, sich der Konkurrenz anderer Weltanschauungen und Religionen stellen muss. Menschen wählen zwischen einer erheblichen Zahl religiöser Angebote. Die parochiale Struktur erlaubt einzelnen Menschen, die auf der Sinsuche sind, wenig Raum. Auch das so genannte Dimissioriale bestätigt nur die Zuständigkeit des Ortspfarrers bei allen Amtshandlungen. Der Mobilität oder dem Wunsch nach Freiheit des Menschen unserer Zeit entsprechen diese Regelungen kaum. Zuletzt können die Baulisten kaum von einer einzigen Kirchengemeinde alleine getragen werden. Der Unterhalt, aber auch die Verwaltung von Kirchen, denen man eine besondere Aufgabe zuweist, kann nicht mehr allein eine parochiale Aufgabe sein. Wir werden uns um diese hier nur angedeuteten Probleme, die sowohl für die Städte oder Stadtzentren, aber auch für manche ländliche Kirchenregion gelten, stellen müssen. Natürlich werden wir auch die Frage nach möglichen Alternativen offen diskutieren müssen. Selbstverständlich ist die Kooperation verschiedener Parochialgemeinden immer noch oder wieder ein wichtiges Moment. Wir stoßen aber hier an die Probleme, die die Herausforderungen überparochialen Denkens verursacht. Aus diesem Grunde wird es nötig sein, über Alternativen zu parochialen Strukturen nachzudenken. Uns allen sind aus der Geschichte, aber auch aus der Gegenwart verschiedene Formen von Gemeindeorganisation bekannt:

- a) Die **Personalgemeinde**. In diesem Fall wohnen die Mitglieder über eine ganze Stadt oder eine Region verstreut. Sie fühlen sich aber einer bestimmten Gemeinde auf Grund eigener Entscheidung oder der ihrer Vorfahren zugehörig. Gewiss spielen hier auch die Hauptamtlichen eine entscheidende Rolle.
- b) Die **Richtungsgemeinde**. Wir kennen sie aus dem Kontext der Freikirchen und der landeskirchlichen Gemeinschaften. Hier ist ein bestimmtes Bekenntnis konstitutiv für die Gemeinde. Und zuletzt
- c) Die **Funktionsgemeinde**, die sich um ein besonderes Pfarramt, also ein Krankenhaus, Militär oder einer Akademiegemeine gruppiert.

Diese hier nur andeutungsweise genannten möglichen Alternativen zur traditionellen Parochialgemeinde bilden also immerhin mit der wichtigen Parochialgemeinde vier Optionen für die Gemeindestruktur ab. Ich bin davon überzeugt, dass wir in den kommenden Jahren intensiver über die Fragen, wie wir eine Gemeinde so organisieren können, dass Menschen ihren Glauben in der von ihnen gewählten und erbetenen Weise leben können, diskutieren und die Rahmenbedingungen neu entscheiden müssen. In diesem Kontext halte ich auch eine Diskussion über die Residenzpflicht für Pfarrer und Pfarrerinnen und die Freizügigkeit bei Bewerbungsverfahren innerhalb der EKD für diese Berufsgruppe für erforderlich.

3. Kernthemen der Kirche

Die Leitungsgremien der Kirche, Pfarrerinnen und Pfarrer und andere Menschen, die der Kirche verbunden sind, müssen dafür sorgen, dass bestimmte Kernthemen auf der Agenda unserer Kirche stehen bleiben. Dazu gehört für mich:

- a. Kirchengemeinden müssen sich für den Schutz des Sonntags einsetzen und zwar vorrangig aus religiösen Gründen. Damit werden sie zur evangelisierenden Kirche. Eine Kirchengemeinde, die den Schutz des Sonntags nicht als ihr Thema entdeckt, verleugnet zugleich auch den Grund ihres eigenen Seins. Die Sonntagsruhe – zurückgehend auf die alttestamentliche Sabbattradition - schützt den Rhythmus von Arbeit und Ruhe, bewahrt damit vor zerstörerischem Arbeitsdruck und fördert die Gemeinschaft. Nach 2. Mose 20,8-11: „Gedenke des Sabbattages, dass du ihn heiligest. Sechs Tage sollst du arbeiten“ ist der Sabbat ein Zeichen dafür, dass Gott der Herr der Schöpfung ist und dass in der Begrenzung Segen liegt. Nach 5. Mose 5,15 ist der Sabbat Erinnerung an die Befreiung aus Knechtschaft. Indem der Rhythmus von Arbeit und Ruhe gemeinsam gelebt und im Gottesdienst gefeiert wird, wird Gemeinschaft gestiftet. In der christlichen Gemeinde sind diese Traditionen aufgenommen und auf dem Hintergrund der Geschichte Jesu ausgelegt. Die Kirche begeht den ersten Tag der Woche als Tag der Auferstehung Jesu. Der Sonntag muss weiterhin Raum für Ruhe, für gottesdienstliche Feier und für gemeinsam in Familie, Freundschaft und Nachbarschaft gelebte Zeit gewähren. Die

Rechtfertigungslehre schließt menschliche Werkgerechtigkeit aus. Dies bringt für uns die sonntägliche Ruhe zum Bewusstsein, indem sie uns deutlich macht: Unser Leben wird nicht durch unaufhörliche Leistung gut. Die christlich-jüdische Tradition, die vom „Sabbat als Tag des Herrn“ spricht, gibt uns die Möglichkeit, zur „inneren Ruhe“ und zum Stille-Werden zu kommen. Sie hilft uns, in der Ruhe des Sonntags die Gedanken auf die vergangenen Tage der Woche zu richten, sie zu bedenken und Zeit zum Danken zu haben, aber auch um in nicht von Arbeit und Effektivität bestimmte Beziehung zu anderen uns zu uns selbst zu treten. Die dafür nötige „äußere“ Ruhe schenkt uns der gesetzlich geschützte arbeitsfreie Sonntag. Dem schleichenden Prozess der Erosion des Sonntags muss mit diesen inhaltlichen und biblisch orientierten Thesen vor Ort in den Kirchengemeinden entschieden widersprochen werden.

- b. Kirchengemeinden müssen als diakonische Gemeinden den Zusammenhang von Glauben und Diakonie, von Kirche und Diakonie, von Wort und Tat in ihrem Alltag präsent halten. Ohne ein diakonisches Konzept wird Barmherzigkeit in der Kirchengemeinde eher zufällig und beliebig praktiziert. In der Kirchengemeinde muss die Verkündigung des Evangeliums sozial als Beistand für die Armen und an den Rand Gedrückten wahrgenommen werden. Die Kirchengemeinde muss wahrnehmungsfähig sein für soziale Not und Ausgrenzung. Diese diakonische Tätigkeit ist als Beweis des Glaubens praktizierte Mission. Die Frage nach dem sozialen Handeln der Kirche ist auch die Frage nach ihrem geistlichen Potenzial. Bei der Bewältigung der gestiegenen sozialen Herausforderungen durch Armut und Arbeitslosigkeit sind die Kirchengemeinden auf die Kompetenz der Diakonie angewiesen.
- c. Der erste Satz des Grundgesetzes, dass die Würde des Menschen unantastbar ist, muss zum sozialpolitischen Programm der Kirchengemeinde gehören und ist in allen Bezügen von ihr deutlich zu vertreten. Die Unantastbarkeit der Würde des Menschen hängt zusammen mit der Gottebenbildlichkeit des Menschen. Sie kann durch nichts verwirkt werden. Unsere Kirche muss darauf achten, dass Alte, Kranke und Behinderte sowie andere sozial benachteiligte Gruppen, die nicht selbst für ihr Recht eintreten können, nicht unter die Räder der Ökonomisierung der sozialen Leistungen

kommen und dabei um ihr Menschenrecht und ihre Würde gebracht werden. Vor allem muß sie die Stimme für die Kinder erheben und deutlich machen, welche Rolle die Familie für unsere Gesellschaft hat. Die Kirche wird aber genauso wachsam allen Versuchen widerstehen, die in das Lebensrecht eines jeden Einzelnen eingreifen wollen. (Medizinethische Themen)

4. Die missionarische Dimension aller kirchlichen Arbeit

Mit diesen eben genannten drei Kernthemen wird die Ortsgemeinde eine profilierte Präsenz in ihrem Gemeinwesen wahrnehmen können. Dafür ist es wichtig, dass die Menschen in der Kirche in der Lage sind, von der Hoffnung in Christus, von der sie erfüllt sind, Rechenschaft zu geben. Wir sind also gefordert, die eigene Sprachlosigkeit zu überwinden und den Bezug unseres Handelns auf das Evangelium deutlich zu machen. Mit Paulus gesprochen heißt das: Wir schämen uns nicht des Evangeliums. Mission ist für mich also kein zusätzliches Programm, sondern ein Strukturelement kirchlichen Handelns in allen Bezügen. Nach meinem Verständnis ist Mission nicht Ausdruck eines Expansionsdrangs der Kirche, sondern sie geht von Gott, der uns Menschen gewinnen möchte aus. Diese missio Dei nimmt die Kirche mit und sendet sie zu den Menschen, um ihnen die gute Nachricht weiterzusagen. Sie darf als unser Auftrag weder „billige Gnade“ verkündigen, noch „ghadenlose Nachfolge“ zu verwirklichen suchen.

Mission ist Beziehungsarbeit, denn nur als Einzelne werden Menschen für die Kirche und den Glauben gewonnen. Dies wird umso besser gelingen, je schärfer das evangelische Profil der kirchlichen Arbeit in Wort und Tat ausgebildet ist. Dies ist für mich nicht möglich ohne eine Rückgewinnung der Bibel und ihrer Botschaft in unserer Kirche. Die Bibelvergessenheit des Protestantismus ist allerdings bemerkenswert. 1995 hat Marion Gräfin von Dönhoff im Streit um das Kruzifix-Urteil aus Karlsruhe folgendes geschrieben: „Es ist wichtig, ein Symbol des Göttlichen vor Augen zu haben, das den Menschen in einer Zeit, in der er von seiner eigenen Allmacht fest überzeugt ist, daran erinnert, dass es etwas gibt, das höher ist denn seine Vernunft.“ Für Marion Gräfin von Dönhoff war die Bibel ein solches Symbol, das eine jede Kultur und Gesellschaft braucht, wenn sie sich selbst etwas wert ist, wenn sie Bedeutung und Zukunft haben will und einen ethischen Minimalkonsens gesellschaftlicher Überzeugungen für notwendig erachtet.

Die Bibel ist aber mehr als nur ein allgemeines Symbol des Göttlichen, weil sie in einer ganz bestimmten Weise diesen Gott zur Sprache und zum Ausdruck bringt. Noch einmal Marion Gräfin von Dönhoff dazu: „Als ich 1945 in Ostpreußen aufbrach und sieben Wochen im Flüchtlingsstrom, der nicht viel anders aussah als der heutige im ehemaligen Jugoslawien, gen Westen zog, habe ich in dieser existenziellen Situation ein Kruzifix in der Satteltasche mitgeführt; nicht als Fetisch, sondern als Zeichen der Zuversicht und um der Hoffnung Willen.“ Die Bibel, in deren Mitte der gekreuzigte und auferstandene Christus steht, ist ein Buch voller Lebensangebote. Sie schenkt und spricht den Menschen zu, dass er oder sie auf ihrem Weg in die Zukunft nicht allein gelassen sind, sondern Gott an ihrer Seite wissen dürfen. Diese Hoffnungsbotschaft der Bibel hat ihre besondere Zuspitzung darin, dass sie sich am deutlichsten denen erschließt, die in diesem Leben um ihr Glück, um ihre Zukunft, vielleicht sogar um ihr Leben betrogen worden sind. Jeder, der hier Unrecht zu erleiden hat, und dies mag sich darin ausdrücken, dass er die falschen Menschen an der Seite hat, dass der Körper ihm gesundheitlich einen Strich durch die Rechnung macht oder er einfach nur an einem falschen Ort und zur falschen Zeit zur Welt gekommen ist, spürt in sich diese Sehnsucht nach solcher Hoffnung und Zukunft, die ihn nicht ums Leben betrügt. All denen gehen die Hoffnungsgeschichten der Bibel direkt zu Herzen. Aber auch diejenigen, die im Glanz des Lichtes des Erfolges und großer Durchsetzungskräfte ihre Ziele - von außen betrachtet - mit eigener Kraft erreicht haben, empfinden und spüren, dass sie von Voraussetzungen leben, die sie sich nicht selber schaffen können. (Böckenförde) Auch ihnen ist – trotz aller äußerer Sicherheit – nicht selten bang und sie fragen sich: Wie kann mein Leben gelingen, wie kann es sinnvolles Leben sein, wie kann es gelingendes Leben mit den Menschen an meiner Seite werden, wie kann ich meine Aufgaben bewältigen?

5. Das Konzept der Volkskirche

Mit dem bisher Gesagten ist deutlich geworden, dass ich mich für das Konzept einer Volkskirche, die um die Bedeutung der Bibel für ihre Existenz weiß, auch für die Zukunft entschieden habe. Zur Klärung des Begriffs Volkskirche sei folgendes angemerkt:

„Die praktische Relevanz und Orientierungskraft des Konzeptes der Volkskirche kommt nur dann in den Blick, wenn man sich von dem landläufigen an Zahlen

orientierenden Verständnis von Volkskirche, wonach diese ein auslaufendes Modell wäre, verabschiedet. "Volkskirche" heißt nicht, dass alle in der Kirche sind, sondern dass Kirche so zu gestalten ist, dass alle in ihr sein und sich in ihr wohlfühlen könnten, wenn sie nur etwas mit der Botschaft der Kirche anzufangen wissen: alle, unabhängig von sozialen, bildungsmäßigen, ethnischen, alters- und gendermäßigen Differenzen, unabhängig auch von sexueller Prägung, ästhetischen Vorlieben und politischen Optionen; unabhängig schließlich auch vom Grad des Verbundenheitsgefühls und vom Grad der Akzeptanz theologischer Lehrstücke.

So verstandene Volkskirche zeichnet sich mentalitätsmäßig durch Offenheit und Liberalität aus sowie praktisch durch ein diesen Differenzen entsprechendes differenziertes Angebot von zielgruppenorientierten Veranstaltungsformen einerseits und einen auf „das ganze christliche Volk“ (M. Luther) ausgerichteten Gottesdienst andererseits. Zentrifugale Anstrengungen zielgruppenspezifischer Art - und hier haben sich die Gemeinden und Kirchenkreise in den letzten Jahrzehnten eine Menge einfallen lassen - müssen in ein ausgewogenes Verhältnis zu zentripetalen, auf die Stärkung der Mitte des kirchlichen Lebens gerichteten Bemühungen gesetzt werden; und beides muss nach Möglichkeit miteinander verbunden werden, vor allem dadurch, dass um den Gottesdienst herum eine differenzierte Begegnungs- und Gesprächskultur aufgebaut wird. Die andere Aufgabe, nämlich einen "für alle" offenen, attraktiven und integrativen Gottesdienst zu gestalten, stellt sich dagegen, obwohl unter verschiedenen Bedingungen, in jeder Ortsgemeinde. Denn homogene soziale und kulturelle Milieus sind eigentlich nirgendwo mehr anzutreffen, auch nicht in ländlichen Regionen.“¹

Die Verkündigung des Evangeliums in Wort und Sakrament, das Angebot von Kasualien, also Taufen, Trauungen, Trauerfeiern und die Präsenz von Pfarrerinnen und Pfarrern für alle und vor Ort, so wie diakonisches Handeln sind für mich als Lebensäußerungen der Kirche unverzichtbar. Ihnen allen eignet eine missionarische Ausrichtung. Wer dies in Frage stellt, gefährdet die Zukunft unserer Kirche als Volkskirche.

¹ Preul, Reiner, Relevant für die Praxis, in: Lernort Gemeinde, Heft 3/2004, S. 5

6. Die vorrangigen Aufgaben

Vor diesem Hintergrund halte ich es für dringend erforderlich, dass wir mit all den Struktur- und Reformdebatten in nächster Zeit an ein Ende kommen oder sie nur noch als nebengeordnetes Thema behandeln und uns auf das konzentrieren, was uns aufgetragen ist, nämlich die gute Nachricht von der Liebe Gottes für uns und unsere Welt zu verkündigen. Natürlich geschieht dies auch jetzt. Aber nach meinen Beobachtungen sind viele Kräfte in die Sicherung des Eigenen gebunden. Menschen aber fragen danach, wie sie das Glück und Unglück ihres Lebens deuten sollen. Sie fragen danach, wie sie in ihren Familien glücklich leben können. Sie fragen danach, wie sie mit dem Wissen um die Gefährdung allen Lebens durch Krankheit, Unfall und Katastrophen umgehen können. Sie fragen nach den Antworten des Glaubens, weil sie es müde sind, sich mit den üblichen Antworten zufrieden zu geben. Sie wollen Brot und keine Steine.

Wer hat hier das Wort zu ergreifen? Die evangelische Kirche kennt nur das Priestertum aller Gläubigen, d.h. ein jeder und eine jede, die – wie Luther sagt - aus der Taufe gekrochen sind, sind zu Priestern berufen. An vielen Stellen hat dies erkennbare Wirkung auf die Gestalt und das Leben unserer Kirche gefunden. Viele Menschen sind ehrenamtlich und hauptamtlich dabei: als Kirchenvorsteher, Prädikanten und Lektoren, als Mitarbeiter in der Kindergottesdienst- und Jugendarbeit und natürlich auch als Kantor, Musiker, als Küster und Mitarbeiterin in einer Verwaltung. Wir alle haben das Wort zu ergreifen.

Nur was wir im Blick auf das Priestertum aller Gläubigen behaupten, will gefördert sein. Mehr und mehr stellen wir fest, dass Menschen oft nicht mehr sprachfähig sind und kaum Auskunft über ihren Glauben oder über das, was ihnen letzte Bindung schenkt, geben können.

Hier liegt für mich die entscheidende Aufgabe der Gemeinden und anderer kirchlichen Arbeitsebenen: Gemeinden müssen zu Sprachschulen des Glaubens werden. Kirchenvorstände tragen in besonderer Weise dafür Verantwortung, dass innerhalb einer Gemeinde die entsprechenden Bildungsangebote zur Verfügung stehen. Sie haben darauf zu achten, dass in ihren Einrichtungen das Evangelium zu Wort kommt. In diesem Prozess sind beide nötig und aufeinander angewiesen: Haupt- und Ehrenamtliche. Die Hauptamtlichen haben die Aufgabe, die Distanzen, die zwischen einer evangelischen Theologie und dem alltäglichen Glauben und der Lebengewissheit der Menschen liegt, zu überbrücken. Die Ehrenamtlichen haben

die Aufgabe, das mit Glaubenswissen verschränkte Alltagswissen einfließen zu lassen in die Art und Weise gemeindeleitenden und identitätsstiftenden Handelns in der Kirche. Dass es hierbei Überschneidungen der Kompetenzen immer wieder gibt, ist durchaus als zusätzlicher Wert anzusehen. Es geht um das Zeugnis des Glaubens. Und erst wenn dies in Aufnahme der missio Dei in unserer Welt hinreichend geschieht, ist unserer Kirche wirklich Kirche. Dann ist sie mehr als die Summe ihrer Ländereien, Immobilien oder Parochien. Wir brauchen protestantische Leuchttürme des Glaubens, Zentren der gottesdienstlichen Feier, der religiösen Bildung und der Nächstenliebe. Tragisch ist die Unkenntnis in weiten Teilen unserer Gesellschaft über ihre eigene Ideengeschichte, sowie über die Quellentexte ihres Glaubens. Die Bibel darf nicht länger gefährdetes Element unserer Kultur sein, sondern muss neu entdeckt werden als Schatztruhe voller Geschichten, die dem Leben dienen.

Die Reform- und Strukturdebatte der letzten Jahre habe ich angst- und sorgenfrei führen können. Ich weiß, dass unsere Kirche als *creatura verbi*, als von Gott ins Leben gerufen, nicht durch Menschenhand geschaffen und eben auch nicht abgeschafft werden kann. Die Zukunft unserer Kirche liegt in Gottes Hand und dies macht uns fähig, angstfrei, realitätsbezogen, realitätstauglich, selbstbewusst und kompetent dem nachzukommen, was unser Auftrag ist, nämlich der Welt von ihrem Heil im Evangelium von Jesus Christus Zeugnis zu geben. Die Gemeinde Jesu Christi kann sich nicht selbst begründen und ins Leben rufen. „Einen anderen Grund kann niemand legen, außer dem der gelegt ist, Jesus Christus.“ (1.Kor3,11) Dies richtet sich auch gegen alle kirchliche Selbstüberschätzung und allen kirchlichen Aktivismus, die glauben, sie müssen die Kirche retten und ihre Zukunft sichern. Es gilt die Verheibung - der feste Grund ist gelegt. Jesus Christus ist eben nicht nur der Anfang, sondern auch das Ziel und der feste Orientierungspunkt in allem Wandel der Zeiten.

Arbeitsfragen:

1. Wie kann die Kirche die Sprachfähigkeit der Menschen fördern, damit sie Rechenschaft gebe können über die Hoffnung, die in ihnen ist?

2. Welche Rolle können unsere Kirchengemeinden unter den veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen spielen?
3. Welche Bedeutung hat die Ökumene für uns? Ist sie notwendiger Ausdruck des Glaubens, der auf ein gemeinsames Bekennen drängt? Oder ist sie ein Luxus aus Zeiten mit gefüllter Kasse, der jetzt auf der Streichliste steht?